

Julius Arth

Die Brücke
von
London

Historischer Roman

dtv



Originalausgabe 2025

© 2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

verlag@dtv.de

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

Umschlagmotive: Look and Learn / Peter Jackson Collection /

Bridgeman Images; andersphoto / Adobe Stock; Midjourney

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22102-3

PROLOG

An Mr Theodore Lynds

10. Juli 1749

Mein lieber Lynds, leider muss ich Ihnen einen Brief schreiben, der Ihr Missfallen erregen wird, und doch habe ich mich dazu entschlossen. Es geht, wie Sie sich denken mögen, um die von uns beiden so verehrte London Bridge, jenes Meisterwerk menschlicher Baukunst, welches in ganz Europa seinesgleichen sucht. Gerade heute ereilte mich die Nachricht, dass die Petition an das Parlament wohl abermals auf taube Ohren stößt. Schlimmer noch, man scheint dort vernehmlicher als zuvor bestrebt, die Eröffnung der Westminster Bridge voranzutreiben. Allenthalben wird geraunt, dass selbst der König weiteren Verzögerungen am Brückenbau in Westminster ablehnend gegenübersteht. Ein unsägliches Gedanke! Ich befürchte daher das Schlimmste für die Zukunft unserer London Bridge. Die Wölfe, natürlich allesamt aus Westminster stammend, sammeln sich bereits vor ihren Toren.

Hier im Bridge House herrscht derweil eine angespannte Ruhe, die weiterhin von jenem Unfall überschattet ist, den ich in meinem letzten Schreiben an Sie erwähnte. In diesem Zusammenhang bin ich gespannt,

lieber Lynds, ob Sie jemanden für die auf so tragische Weise frei gewordene Position ins Auge fassen konnten. Ich hatte dem Master Carpenter selbstverständlich sogleich nahegelegt, diesbezüglich an Sie heranzutreten. Er versicherte mir, Ihnen schreiben zu wollen.

Um mit einer erfreulicheren Note zu enden, verehrter Freund: Jüngst stieß ich hier im Archiv des Bridge House auf ein kleines Juwel. Ein alter Chronikeintrag, über den ich zufällig stolperte, barg eine wahrlich verblüffende Anekdote. Sie stammt aus der Zeit der Errichtung der London Bridge, datiert auf das Jahr des Herrn 1209, und beschreibt einen äußerst ungewöhnlichen Vorfall, der sich ein paar Jahre vor der Niederschrift ereignet haben soll. Mehr will ich an dieser Stelle nicht preisgeben, brenne aber darauf, Ihre Einschätzung zu meinem Fund zu erfahren. Daher hoffe ich, dass Sie in Bälde selbst den Weg von Suffolk hierher nach London finden werden. Unser letztes Zusammentreffen liegt schließlich bereits viel zu weit in der Vergangenheit.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Sohn. Wie ich hörte, folgt er in Ihre Fußstapfen und lernt nun das Bauhandwerk. Für einen Vater ist dies doch eine gesegnete Erfüllung.

Ganz ergebenst der Ihrige

Christopher Hunter

Archivar des Bridge House

ERSTES KAPITEL

1749, City of London

Mit einem Knicks tritt Nell der Dame, die an der Ecke zur Cannon Street aus einer Kutsche gestiegen ist, in den Weg. »Lang lebe der König, Ma'am«, sagt Nell, ihr Stimmchen ein heller Glockenklang.

Die Angesprochene bleibt stehen und schaut sich nach ihrer Zofe um, die sogleich neben ihre Herrin tritt. Erst als die Frauen die nahe Umgebung inspiziert haben, entspannen sie sich ein wenig. Auf der Straße deutet nichts auf die Anwesenheit ruchloser Banditen hin. Die Zofe wirft ihrer Herrin dennoch einen warnenden Blick zu. Deutlich schwingt in ihm die Botschaft mit, man sei in London zu keiner Tageszeit vor einem Überfall gefeit und das Kind daher mit Vorsicht zu genießen.

Abermals knickst Nell, wobei es ihr gelingt, die Bewegung gleichzeitig unbeholfen und anmutig wirken zu lassen. »My lady, können Sie ein Almosen für ein hungriges Mündel entbehren? Der Herr wird es Ihnen vergelten.«

Als wolle er die Darbietung unterstützen, bläst der Wind just in diesem Moment eine Böe durch die Straße und lässt Nells goldenes Haar um ihr Gesicht tanzen.

Ihr Gefährte Alder, der in der Nähe steht, muss sich zusammenreißen, um nicht loszulachen, und drückt sich noch ein wenig tiefer in den Schatten einer Gasse.

Die Zofe presst den Mund zu einem Strich zusammen und schüttelt den Kopf. Dabei verrutscht ihre Perücke, weshalb sie die falsche Haarpracht mit einer Hand richten muss. »Mach dich davon, Kind!«, ruft sie aus.

Nell fährt zusammen, als habe die Zofe sie mit einer Peitsche auf die blanke Haut geschlagen.

Die Dame stößt einen Seufzer aus. »Wie lautet dein Name, mein Kind?«

Wieder einmal hat Nell es geschafft. Mit Aufregung im Magen beugt Alder sich vor und hält sich bereit.

»Mary heiße ich, Mylady. Wie die Mutter unseres Herrn.« Nell klimpert mit den Augenlidern, während eine Träne ihre Wange hinunterkullert. »Meine Eltern, der Herr habe sie selig, gaben mir diesen Namen, bevor eine Krankheit sie beide dahinraffte.«

Bei der Erwähnung der Krankheit machen die Frauen gleichzeitig einen Schritt nach hinten.

Nell fährt fort: »Fortan wuchs ich bei einer Tante auf, die mich jedoch jeden Tag grün und blau schlug. Also lief ich davon und bin nun ganz auf mich allein gestellt. Der Hunger, Mylady, ist an manchen Tagen kaum auszuhalten. Nur das Gebet spendet mir dann Hoffnung und hält mich davon ab, meinem trostlosen Dasein ein Ende zu bereiten.«

Alder muss sich auf die Unterlippe beißen, um an sich zu halten, und streicht eine Strähne dunkler Locken aus der Stirn.

Die Dame tupft mit einem Taschentuch an ihren Augen herum, dann wühlt sie im Unterrock und zieht einen Geldbeutel hervor. »Hier, mein Kind«, sagt sie und reicht Nell mit spitzen Fingern eine Münze entgegen. »Heute sollst du keinen Hunger leiden. Es scheint, als habe der Herr dein Gebet erhört.«

»Oh, Sie sind sehr großzügig, Ma'am«, singt Nell und zaubert ein Lächeln auf ihr Gesicht.

Alder stürzt nach vorne, noch bevor die Frau die Geldbörse wieder unter den Stofflagen ihres Gewandes verstauen kann. Während er den Samtbeutel an sich reißt, sprintet Nell los, in Richtung Dowgate Hill. Alder hat Nell bereits eingeholt, als hinter ihnen die Stimme der Zofe laut wird.

»Haltet den Dieb!«

Die Schockstarre der Frauen hat den beiden einen Vorsprung verschafft. So schnell ihre Füße sie tragen, rennen Nell und Alder die Straße hinab. Dabei presst Alder die Geldbörse, aus der ein verführerisches Klirren ertönt, fest an sich.

»Verdammt!«, stößt Nell ein paar Schritte weiter aus.

Nun hört Alder es auch. Sie werden verfolgt. Irgendjemand fühlt sich bemüßigt, dem Aufruf der Zofe zu folgen. Ein Mann, das weiß Alder sofort. »Wir teilen uns auf. Nimm du die Brücke!«, schnauft er zu Nell hinüber, als sie das Ende der Straße erreichen.

Nell nickt. Sie umrundet einen Handkarren und biegt gen Osten in die Thames Street ein. Diese wird sie zum Fish Street Hill bringen, von wo es nur noch ein Katzensprung bis zur London Bridge ist. Sobald Nell die Brücke erreicht hat, kann sie in dem Menschengedrange leicht untertauchen.

Alder schlägt einen Bogen und rennt in eine Gasse, die zur Themse hinunterführt. Wie ein Ziegenbock springt er über einen Weidenkorb, der bis über den Rand mit trübäugigen Fischen befüllt ist. Erleichtert und besorgt zugleich hört er hinter sich die Schritte des Verfolgers. Nell zumindest ist in Sicherheit. Nun liegt es allein an ihm, diesen Kerl abzuschütteln.

»Haltet den Dieb!«

Schweiß perlt auf Alders Stirn, während er sich im Halbdunkel der Gasse seitlich am Stand eines Krabbenhändlers vorbeizwängt.

»Bürschchen!« Wie aus dem Nichts stellt sich ihm ein junger Mann in den Weg, keine drei Schritte vom ersehnten Ende der Gasse entfernt.

Innerhalb des Bruchteils einer Sekunde registriert Alder dessen weiß gepuderte Perücke und den grünen Gehrock mit silberfarbenen Knöpfen. Silbern sind auch die Schnallen an den hochgestellten Schuhen, strahlend weiß die wollenen Kniestrümpfe. Fraglos der übereifrige Schreiberling einer Handelsgesellschaft oder einer Kanzlei. Fast möchte Alder hämisch das Gesicht verziehen. Unter anderen Umständen wäre dieser Kerl eines seiner bevorzugten Ziele für einen Taschendiebstahl. Ungebremst rennt Alder geradewegs in den Grünrock hinein, angetrieben von der Hoffnung, das Hindernis aus dem Gleichgewicht zu bringen und sich an ihm vorbeizudrängeln. Doch die Hand des Mannes schließt sich wie ein Schraubstock um seinen Oberarm.

Alder stolpert nach vorne. Nur der feste Griff hält ihn davon ab, zu Boden zu gehen. Er presst das Samtsäckchen an sich, während die Luft aus seiner Lunge entweicht. Hinter sich hört er die Schritte seines ersten Verfolgers wie Kanonenschüsse durch die Gasse hallen. Ohne nachzudenken, handelt er. Erst ballt er die freie Hand zur Faust und schlägt sie dem Grünrock so fest wie irgend möglich zwischen die Beine, dann holt er mit dem Fuß aus und tritt ihm gegen das Schienbein.

Der Mann lässt fluchend von Alder ab, krümmt sich zusammen und drückt die Hände schützend auf seine Körpermitte.

Alder sprintet weiter, der Themse entgegen. Er kann den Fluss nun riechen, eine Mischung aus Moos und feuchten Steinen. Am Fuß der Anlegestufen ist ein einzelnes Ruderboot vertäut, dessen Besitzer sich etwas oberhalb in der späten Morgensonne fläzt, während er auf Kundschaft wartet. Oder seinen Gin-Rausch ausschläft.

Auf dem Wasser herrscht ein reges Treiben von Booten und Barkassen. Wie immer ist der Fluss nicht weniger überfüllt als die Straßen und Gassen Londons. Doch etwas anderes zieht Alders Blick magisch an: Einer Krone gleich thront flussabwärts die London Bridge auf dem Teppich aus flüssigem Gold. Es wirkt, als sei sie die eigentliche Herrscherin über die Stadt. Die Wächterin der Themse. Auf ihren steinernen Bögen reihen sich unzählige Häuser aneinander.

Doch die Brücke ist heute nicht sein Weg, um an das gegenüberliegende Ufer zu gelangen. Ob Nell das Bauwerk bereits erreicht hat? Alder springt die restlichen Stufen hinab.

Das graugrüne Wasser schwappt gegen die Steine, als wolle die Themse ihm etwas mitteilen. Dabei schaukelt das Ruderboot auf den Wellen. Es ist mit einem Seil festgemacht, seine Ruder liegen im Inneren.

In diesem Moment hallt das Geschrei zweier Männer vom Ende der Gasse her. Aus dem Augenwinkel registriert Alder, wie der Bootsführer zum Kopf der Treppe hinaufschaut, wo sich der Grünrock und sein Verfolger, ein Diener in Livree, die Anlegestufen hinabstürzen. »Jetzt oder nie«, murmelt Alder, löst mit fliegenden Händen den Knoten des Seils und steigt in den Kahn. Den Samtbeutel legt er unter die Ruderbank und schnippt die Taschenuhr hinterher, die er dem Grünrock in letzter Sekunde abgenommen hat. Dann stößt er sich vom Anleger ab.

Alder hat bereits zwei Ruderschläge getan, als der Besitzer des Bootes versteht, dass sich sein Gefährt ganz langsam und vor allem ohne ihn vom Ufer entfernt. Fluchend fährt der Mann hoch, seine Verschlafenheit löst sich in Luft auf. »Ich bring dich um!«, brüllt er und stolpert zum Wasser, wo er noch vor den beiden anderen Männern ankommt. »Dreh um! Ich mach dich einen Kopf kürzer, Bengel!«

Alder grinst. Solche Drohungen können ihn nicht ernsthaft dazu bewegen, zurück ans Ufer zu steuern.

Für einen Augenblick sieht es so aus, als wolle der Bootsführer sich in die Fluten stürzen, doch nach einem Zögern läuft er weiter schimpfend am Ufer auf und ab. »Du Ratte, ich ersäufe dich!«

Wahrscheinlich kann der Kerl genauso wenig schwimmen wie ich selbst, denkt Alder und legt sich in die Riemen. »Glück gehabt«, murmelt er und holt tief Atem. Er ist der Schlinge noch einmal entkommen. Haarscharf, doch die Strapazen haben sich sicherlich gelohnt. Er denkt an seine Beute und kann es kaum erwarten, in den Beutel hineinzuschauen, sobald er erst einmal im Versteck ist. Was Nell und die anderen wohl sagen werden?

Alder navigiert den Kahn zwischen den anderen Booten hindurch. Er ignoriert deren Insassen und hofft, dass das nicht abreißen wollende Geschrei niemanden dazu veranlasst, ihn anhalten zu wollen. Kurz blickt er zu den mittlerweile etwa vierzig Yards entfernten Dowgate-Stufen, wo die drei Männer auf und ab hüpfen und immer wieder in seine Richtung deuten. Also legt Alder noch etwas mehr Kraft in seine Ruderschläge. »Was für Dummköpfe«, ächzt er unter der Anstrengung. Warum machen sich die Kerle nicht davon? Er ist ihnen entwischt, das müssen sie doch einsehen!

Ein Windstoß fährt über das Wasser und wirbelt Tropfen auf, die wie Gischt durch die Luft schleudern. Wieder hat Alder das unbestimmte Gefühl, der Fluss wolle ihm etwas sagen. Er hält mit dem Rudern inne und wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn. Dann schaut er über die Schulter, um sicherzugehen, dass er nicht versehentlich ein anderes Boot rammt. Er reißt die Augen auf und stößt einen Fluch aus. Alder erkennt einen Büttel, wenn er einen sieht. Und hier sind es ihrer gleich zwei! Vom Southwark-Ufer aus verfolgen sie seine Flucht, zweifellos durch das Gebrüll der drei Männer auf ihn aufmerksam geworden.

»Das darf nicht wahr sein«, haucht Alder, während sein Gehirn auf Hochtouren arbeitet. »Wo soll ich hin?« Weder das Empfangskomitee auf der Seite der City of London, wo er herkommt, noch jenes am Ufer von Southwark, wo er hinmöchte, wirkt besonders einladend. Sein Blick schnellt flussaufwärts nach Westen. Doch er weiß sofort, dass er viel zu schwach ist, um gegen die Strömung anzurudern. Und flussabwärts wartet die Brücke.

»Die Brücke.« Alders Herz macht einen Satz, während er sich der London Bridge zuwendet, die seine Rettung sein könnte. Für einen Moment wägt er ab, ob er das Risiko wirklich eingehen soll, dann beißt er die Zähne zusammen und rudert mit aller Kraft bis in die Mitte des Flusses. Dort zieht er die Ruder ein. Er stellt fest, dass seine Hände zittern. Kurz darauf kann er spüren, wie das Boot sich langsam dreht. Die Bewegung hat etwas Neckisches, als würde die Themse mit dem Fahrzeug spielen.

Ich bin wahrlich ein Narr, denkt Alder. Die Ebbe hat eingesetzt und zieht das Wasser flussabwärts aus der Stadt hinaus. Die London Bridge hält wie ein Damm einen Teil davon

zurück, bis es sich mit Schwung durch die engen Brückenbögen ergießen kann. Niemand, der bei Verstand ist, fährt zu diesem Zeitpunkt unter der Brücke hindurch.

Halb belustigt, halb verzweifelt muss Alder an den Spruch denken, den wirklich jeder Einwohner Londons kennt. *Der weise Mensch schreitet über die London Bridge, nur der Narr fährt unter ihr hindurch.* Doch ihm bleibt keine Wahl. Lieber ist Alder ein Narr, als dass er am Galgen baumelt. Er zwingt seine Hände zur Ruhe und nimmt das Rudern wieder auf, hält nun geradewegs auf die Brücke zu. »Schließlich habe ich die London Bridge zuvor schon einige Male unterquert«, versucht er sich Mut zuzusprechen.

Doch niemals allein und niemals bei einsetzender Ebbe, meldet sich eine innere Stimme zu Wort.

Er sucht nach dem besten Brückenbogen für die Durchfahrt. Es gibt ihrer neunzehn, und sie alle tragen einen eigenen Namen. »King's Lock«, murmelt Alder vor sich hin. »Queen's Lock. Gut Lock. Long Entry.« An den Rändern sind die ersten Bögen durch große Holzräder versperrt, die entweder Trinkwasser aus der Themse emporpumpen oder einen Mühlstein antreiben.

In der Hoffnung, dass die Strömung in der Flussmitte weniger stark ist, wählt er das Chapel Lock, gleich neben der ehemaligen Kapelle. So hat er nach der Unterquerung auch die beste Möglichkeit, sich für eine Uferseite zu entscheiden.

Das Rauschen des zwischen den Bögen hindurchschießenden Wassers ist deutlich zu hören. Erneut vergewissert Alder sich, dass er die richtige Stelle ansteuert, und zuckt zusammen. Die Brücke ist bereits sehr nah. Wie eine Festung ragt sie über ihm auf. Ein Bollwerk aus Stein und Holz, das dem Fluss seit Jahr und Tag trotzt. Plötzlich hat die London

Bridge nicht mehr viel von einer königlichen Krone. Eher etwas von einer Höllenpforte.

Das Rauschen wird lauter und lauter, das Boot schneller und schneller. Für einen Moment ist Alder versucht, die Augen zu schließen. Doch er weiß, dass dies eine wirkliche Torheit wäre. Während er die Ruder einzieht, beginnt er zu singen. »*London Bridge is falling down, falling down, falling down. London Bridge is falling down, my fair lady.*« Dieses Lied singen sie ständig, seine Freunde und er. Drüben in Southwark. In ihrem Versteck, das plötzlich unendlich weit entfernt erscheint. »*London Bridge is falling ...*«

Das Ruderboot macht einen Satz nach vorne, als würde eine unsichtbare Hand daran ziehen. Alder verstummt, hält den Atem an. Das Wasser dröhnt so laut in seinen Ohren, dass es ihn fast betäubt. Ein Schatten legt sich wie ein Mantel über ihn. Ein Ruck, bei dem sich das Boot gleichzeitig dreht und zur Seite legt.

Alder krallt sich ans Dollbord. Er weiß, dass gerade etwas furchtbar schiefgeht.

ZWEITES KAPITEL

1749, London Bridge

Mit ausgestrecktem Zeigefinger deutet Juliana auf das Regal hinter dem Verkaufstresen. »Diese Rolle dort oben, Joseph. Ich danke dir.« Dann lässt sie den Arm sinken und zieht den Ärmel ihres schwarzen Kleides zurecht.

Der Gehilfe gibt ein Grunzen von sich und schiebt eine Leiter an die gewiesene Stelle.

Während sie sich ihrer Kundin zuwendet, zwingt Juliana ein Lächeln auf ihr Gesicht. »Ich bin mir sicher, dass dieser Stoff Ihren Geschmack treffen wird, Madam«, sagt sie und schiebt eine Locke ihres kastanienbraunen Haares unter die Haube zurück. »Es handelt sich um Seide. Der kostbarste Stoff, den ich überhaupt anbiete. Auf der gesamten Brücke werden Sie keinen besseren finden.«

Die Frau rückt an ihrer Perücke französischer Machart und nickt. Die Geste wirkt jedoch wenig überzeugt. »Bisher konnten Sie mir nichts zeigen, was ich nicht auch in Cheap-side hätte bekommen können. Und zu einem fraglos ansprechenderen Preis, möchte ich hinzufügen.«

Indem sie sich auf die Unterlippe beißt, vermeidet Juliana eine Antwort. Stattdessen räumt sie einige der Stoffe zur Seite, um auf dem Tresen Platz für die Seide zu schaffen, die Joseph nun heranträgt.

Die Kundin scheint ihre Tirade längst nicht beendet zu

haben. Mit einem Beifall heischenden Blick in Richtung ihres Dienstboten, der sich im Hintergrund herumdrückt, fährt sie fort: »Wenn man außerdem bedenkt, dass es eine gute halbe Stunde meiner Zeit gekostet hat, mich durch den Verkehr auf der Brücke zu Ihnen vorzukämpfen, Madam, erwarte ich doch ein besonderes Angebot. Meine Kutsche, stellen Sie sich vor, wartet drüben am Nordufer nahe der Kirche von Sankt Magnus auf meine Rückkehr, da der Kutscher meinte, er könne den Vierspanner unmöglich auf der Brücke wenden. Ich werde also abermals zu Fuß zurückgehen müssen.« Sie öffnet ihren Fächer und bewegt ihn vor ihrer Brust hin und her. Dabei verlassen ihre Augen Julianas Gesicht für keinen Herzschlag. »Das Mindeste, was ich also erwarten darf, sind angemessene Preise, wenn die Waren schon nicht die Mühen rechtfertigen, den Weg auf die London Bridge zurückgelegt zu haben. Ansonsten hätte ich schließlich gleich bei uns in Westminster bleiben können.« Sie betont den Namen des flussaufwärts gelegenen Stadtteils, als handele es sich bei ihm um das Gelobte Land.

»Die Brücke ist eben die Brücke, Madam. Seit Hunderten von Jahren bieten hier die besten Händler der Stadt ihre Waren an.« Juliana zuckt mit den Schultern. »Bitte, hier ist die Seide, Madam. Sehen Sie? Ein Meisterwerk englischer Spinnkunst.«

Die Frau verstärkt das Fächern. »Nun ja ...«, ist alles, was sie von sich gibt.

Juliana rollt eine Lage des Stoffes ab. Sie ist kurz davor, der Kundin eine Grimasse zu schneiden. »Bitte fühlen Sie selbst, Madam. Die Seide schmiegt sich an die Haut und streichelt sie. Und ist das Muster nicht traumhaft? Sie könnten sich ein Kleid aus diesem Stoff schneiden lassen. Oder auch ein

wunderschönes Cape.« Oder einfach einen Sack, um diesen dummen Kopf zu verstecken, ergänzt sie in Gedanken und lässt ein Kräuseln ihrer Lippen zu.

Die Kundin zupft an der Seide. »Ich weiß nicht. Die Farbe sagt mir nicht zu.«

»Sie sagten doch, Sie seien auf der Suche nach einem grünen Stoff. Dieser hier ist grün.« Juliana wird es endgültig zu bunt. »Zumindest hat sich der Rest der Welt darauf verständigt, diese Farbe so zu nennen. Wenn es Seide sein soll, dann kann ich Ihnen außerdem einen Gelbton anbieten. Mit Blumenmustern, sehr exotisch. Und nicht weniger kostbar als dieser Stoff hier. Dort oben, die dritte Rolle von links. Sehen Sie? Ich nenne jene Farbe Gelb, aber vielleicht verwenden Sie eine andere Bezeichnung.«

Der Fächer fährt zusammen. Unter ihrem weiß geschminkten Gesicht scheint die Kundin noch blasser geworden zu sein. »Vielleicht sollte ich eine ganz andere Farbe wählen. Schwarz zum Beispiel. Wo ich Sie in Ihrem Kleid sehe, halte ich Schwarz für eine ansprechende Idee.«

Juliana erstarrt mitten in der Bewegung, ihre Augen verengen sich. Ein ungläubiges Lachen entringt sich ihrer Kehle.

»Ist das Kleid aus Satin? Wirklich hübsch.« Die Frau macht Anstalten, an Julianas Ärmel herumzuziehen.

Juliana baut sich zu voller Körpergröße auf. »Ich trage Trauer!« Sie spürt, wie sich Wut in ihrem Magen sammelt, um von dort aus eine Reise durch ihren Körper anzutreten. Sie blitzt die Frau an. Diese Schachtel soll es wagen, sie anzufassen.

»Trauer. Das dachte ich mir bereits. Sicherlich Ihr Gatte, nicht wahr? Ich meinte doch, mir sei etwas Diesbezügliches zu Ohren gekommen. Beim Nadelmacher, auf dem Weg

hierher. Wir haben dort nur einen kurzen Halt gemacht, mein Diener und ich. Woran verstarb er denn? Ihr Gatte, meine ich.«

»Er wurde von den Fragen seiner Kundinnen durchlöchert.«

Die Frau scheint Juliana gar nicht zuzuhören. »Sicherlich müssen Sie nun Ihre Waren zügig veräußern. Das Geschäft gar schließen.« Wie beiläufig deutet sie mit dem Fächer auf den Tresen. »Wissen Sie was? Für den Ballen da gebe ich Ihnen ein Pfund und fünf Schillinge. Die Seide ist zwar grün, doch Sie sind sicherlich froh, sie los zu sein.«

»Ein Pfund und fünf Schillinge?« Juliana muss sich ver-
hört haben. »Für den *gesamten* Ballen?«

Die Kundin nickt.

»Das ist lediglich ein Bruchteil seines Wertes«, entgegnet Juliana. Es verschlägt ihr beinahe die Sprache.

Erst schürzt die Frau ihre Lippen, dann legt sie den Kopf zur Seite. Dabei erinnert sie an einen Bussard, der eine Maus im Feld beobachtet. Erneut schnappt der Fächer auf. »Ich lege noch weitere fünf Schillinge drauf. Um Sie in Ihrer misslichen Lage zu unterstützen.«

»Auf Ihre Unterstützung verzichte ich! Sie scheinen der Profession von Wegelagerern beitreten zu wollen, Madam. Anders kann ich mir Ihr vermeintliches Angebot nicht erklären. Ein Pfund und zehn Schillinge? Da kann ich die Seide gleich in die Themse werfen.«

»Dann werden Sie dies tun müssen«, erwidert die Frau. »Und werfen Sie sich selbst gleich hinterher. Ihr Verhalten ist impertinent. Sie scheinen noch nicht verstanden zu haben, dass es nicht nur in der City, sondern auch in Westminster Geschäfte gibt, die dem Ihnen ohne jeden Zweifel den

Rang ablaufen. Dort erhält man sogar französische Stoffe. Nicht diese zweitklassigen Tücher Londoner Machart. Seien Sie daher froh, wenn Ihnen überhaupt noch jemand ein Angebot für Ihre Waren macht. Bald werden Sie hier auf der Brücke schließen müssen. Zumal Sie ganz auf sich gestellt sind.«

»Gehen Sie«, zischt Juliana. »Verlassen Sie mein Geschäft. Und kommen Sie nicht wieder! Sie sind hier nicht erwünscht. In Westminster wird man sich vielleicht über Ihren Besuch freuen. Doch für ein Pfund und zehn Schillinge wird Ihnen auch dort niemand einen Ballen Seide verkaufen. Auch keinen, der aus Frankreich hierhergeschmuggelt worden ist. Wegelagerer sind nirgends gern gesehen.«

Mit einem Japsen wendet die Frau sich zur Ladentür. »Sie werden untergehen!« Eine Handbewegung signalisiert ihrem Diensthofen, ihr auf dem Fuß zu folgen. Der Menschenstrom auf der Brücke nimmt sie auf wie ein reißender Fluss einen ins Wasser geworfenen Ast. Der Diensthofe stürzt hinter seiner Herrin her, nicht ohne einen entschuldigenden Blick zu Juliana zurückzuwerfen. Dann ist auch er verschwunden.

»Was für eine Frechheit! Die ganze Zeit über war mir klar, dass diese feine Dame einzig den Preis drücken will. Und als sie auch noch von Daniels Tod ...« Ihre Stimme versagt.

»Ich räume mal die Waren zurück an ihren Platz«, erklärt Joseph mit unbeteiligter Miene, schlurft zum Tresen und schiebt die Stoffe von links nach rechts.

»Wenn nur die Geschäfte besser laufen würden«, raunt Juliana wie zu sich selbst. »Obwohl die Brücke stets voller Menschen ist. Wahrscheinlich hat diese furchtbare Person recht, und es liegt an Westminster. Was glaubst du, Joseph? Kauft die Kundschaft vermehrt dort ein? Die Brücke war

doch immer eine der ersten Adressen für hochwertige Waren aller Art.«

Der Gehilfe hält inne und zuckt mit den Schultern.

»Joseph, ich muss dich um etwas bitten.« Juliana räuspert sich. »Es läuft zurzeit wirklich schlecht. Auch dir ist es sicher aufgefallen. Und wegen der Beerdigung vor drei Wochen sind mir viele zusätzliche Ausgaben entstanden. Könntest du deinen Lohn etwas später ...?«

Mit einem lauten Aufprall fällt die Tuchrolle, die Joseph gerade angehoben hat, zurück auf den Verkaufstresen. »Später?«, stößt der Gehilfe hervor. Er verschränkt die Arme vor der Brust und presst die Lippen aufeinander.

»Natürlich bekommst du alles nachgezahlt. Jeden einzelnen Penny. Wäre Daniel nicht ...«

»Die Frau eben hatte sicherlich recht«, mault Joseph. »Die Läden auf der Brücke gehen allesamt den Bach runter. Warum sollten die Herrschaften vom Hanover Square oder vom Cavendish Square den Weg durch die halbe Stadt zurücklegen, um bei uns zu kaufen? Ich habe gehört, dass immer mehr Kaufleute und Händler rund um die Oxford Street Geschäfte eröffnen. Nur einen Steinwurf von den noblen Plätzen entfernt. Wer tut sich dann noch freiwillig das Gedränge auf der Brücke an?«

»Die London Bridge hat schon Schlimmeres überstanden. Ich bin zuversichtlich, dass es bald wieder bergauf geht. Du wirst dein Geld ...«

»Das ist mir zu ungewiss, Ma'am.« Joseph dreht sich um und verlässt den Verkaufsraum durch die Hintertür.

Juliana setzt sich auf einen Stuhl. Ihre Wut ist abgeebbt und hinterlässt eine ermüdende Leere. Sie schließt die Augen. »Ach, Daniel. Wenn ich dich nur um Rat fragen könnte!«

Für einen Moment verharrt Juliana auf dem Stuhl und hängt ihren Erinnerungen nach, da lässt ein Hüsteln sie aufschrecken. Sie blinzelt. »Joseph? Warum trägst du deine Tasche über der Schulter? Warst du oben in deinem Zimmer?«

»Ich habe vor ein paar Tagen mit einem Ladenbesitzer auf der Oxford Street gesprochen. Er hat mir eine Anstellung angeboten.«

»Du ... du gehst?«, haspelt sie.

Der Gehilfe nickt, dann springt er zum Tresen und schiebt die grüne Seidenrolle unter seinen Arm. »Die hier nehme ich mit. Als Ausgleich für den ausstehenden Lohn«, erklärt er. Zum ersten Mal blickt er Juliana direkt in die Augen. »Ich wünsche Ihnen alles Gute, Ma'am.«

Irgendetwas muss sie zu ihrem Gehilfen sagen, das weiß Juliana. Sie bekommt keinen Laut heraus.

Joseph geht zur Ladentür. Für einen Herzschlag scheint es, als wolle er sich dort noch einmal umdrehen, doch er zieht die Tür auf und verlässt das Tuchgeschäft. Hinter ihm scheppert die Türglocke.

»Das kann nicht ...« Juliana erwacht aus ihrer Starre. Sie springt auf und hastet aus dem Laden. »Meine Seide!«, ruft sie. »Du bist nicht ganz bei Trost, Junge! Komm zurück, bevor ich dir die Ohren langziehe!«

Eine Frau, die an ihr vorbeigeht, mustert sie mit einem Stirnrunzeln.

»Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten!«, raunzt Juliana die Frau an, die kurz darauf schon wieder in der Menge verschwunden ist. »Joseph!«, ruft sie über die Köpfe der Passanten hinweg. »Du kannst nicht ...«

»Entschuldigen Sie, Madam«, ertönt es plötzlich in ihrem Rücken.

Juliana fährt herum. Sicherlich hat Joseph seinen Fehler erkannt und ist zurückgekehrt, um sich zu entschuldigen. Stattdessen schaut sie in das Gesicht eines fremden Mannes. Entgegen der herrschenden Mode trägt er einen Bart und sein langes Haar nicht zusammengebunden. Er ist groß und wirkt kräftig, zweifellos ein Handwerker aus der Provinz. Über seiner Schulter hängt ein Seesack. Der Mann scheint unlängst mit dem Schiff in die Stadt gekommen zu sein.

»Würden Sie mir freundlicherweise den Weg zum Bridge House weisen?«

Aus Suffolk, schießt es ihr durch den Kopf. In der Stimme des Mannes schwingt der Akzent jener Region mit, aus der auch Juliana stammt. Aber sie hat jetzt keine Zeit für das Geplänkel mit einem Unbekannten. »Joseph, ich mache dich einen Kopf kürzer«, raunt sie.

Der Mann tritt einen halben Schritt näher heran und mustert Juliana mit einem Stirnrunzeln. »Das Bridge House«, wiederholt er. »Wo man die Verwaltung der London Bridge vornimmt. Können Sie mir den Weg weisen, Madam?«

»Nicht jetzt«, schnappt Juliana und hebt eine Hand. Dann eilt sie zurück ins Geschäft und sperrt hinter sich die Tür ab. Sie stürzt zum Tresen und starrt auf die Stoffballen. »Ihr bekommt mich nicht klein«, murmelt sie. Die Wut in ihrem Inneren ist mit Vehemenz zurückgekehrt. Juliana ist wütend auf die Kundinnen, die in Westminster einkaufen und bei ihr die Waren am liebsten geschenkt bekämen. Sie ist wütend auf Joseph, der sich als diebische Elster entpuppt hat. Und auf Daniel, weil er sie in diesem Schlamassel allein gelassen hat.

Um sich zu beruhigen, geht Juliana vom Verkaufsraum in den Keller hinab, wo sie durch eine Tür auf den schiffsförmigen Pier gelangt, der den Brückenpfeiler umgibt und Starling

genannt wird. Als ehemalige Kapelle ist das Haus direkt auf den Starling gebaut, seine Grundmauern befinden sich auf Wasserhöhe. Alle anderen Gebäude hingegen stehen auf der Brücke selbst. Somit verfügt nur Juliana über einen direkten Zugang zum Fluss. Ein Vorzug, den sie sehr zu schätzen weiß.

Direkt vor ihr rauscht die Themse zwischen den Brückenbögen hindurch. Sie schließt die Augen und spürt, wie der Wassernebel kleine Tropfen auf ihrer Haut bildet. Wenn sie zu lange hier steht, wird sie schnell bis auf die Knochen durchnässt sein. Ein bitteres Lächeln umspielt ihre Lippen. Die Feuchtigkeit ist genau das, was sie jetzt braucht. »Ich lasse mich nicht unterkriegen«, flüstert sie. Ein Rinnsal läuft ihre Wangen hinab. »Ich weine nicht«, schluchzt sie. »Das ist nur das Wasser der Themse.«

Juliana öffnet die Augen wieder, atmet durch und dreht den Kopf flussabwärts. Unzählige Schiffe liegen an den Docks zu beiden Seiten, vor allem aber am Nordufer. Breite Schoner ankern mitten im Fluss und werden über Boote entladen. Tee, Rum, Wein, Tabak, Porzellan – es ist, als käme die ganze Welt über die Themse heraufgeschwommen. Bis zur London Bridge, an der es für die großen Schiffe kein Vorbeikommen gibt.

Die Brücke. Daniel hatte immer davon gesprochen, auf der London Bridge einen Laden führen zu wollen. Und als das Kapellhaus frei wurde, bewarb er sich um die Anmietung. War es nun ein Segen oder ein Fluch, dass er den Zuschlag erhalten hat? Juliana kann es nicht sagen. Es kommen nicht mehr so viele Kundinnen, doch dieser Umstand erklärt ihre missliche Situation nicht gänzlich. Nach dem Tod ihres Mannes hat sie die Bücher durchgesehen, was ihr früher

nicht möglich war, weil Daniel darauf bestand, sich um alles Finanzielle zu kümmern. Den Bilanzen zufolge hätte eigentlich mehr Geld übrig sein müssen. »Es ist auch egal«, spricht sie in das Wasserrauschen hinein. »Es wird weitergehen. Und ich schwöre, dass ich mich von keiner Schnepfe aus Westminster und keinem diebischen Gehilfen unterkriegen lassen werde!«

Plötzlich muss sie an Suffolk denken. Dort ist sie aufgewachsen. An der rauen Küste. Sie liebt das Meer sehr. »Das Wasser ...«, murmelt Juliana.

Eine Stimme durchbricht das Rauschen, ganz leise nur. Doch es reicht, um Juliana innehalten und aufhören zu lassen. Für den Bruchteil einer Sekunde meint sie, den Fetzen eines Liedes zu hören.

»*London Bridge is falling ...*«

Juliana schüttelt den Gedanken ab. Sie muss sich täuschen. Ihr müder Kopf spielt ihr einen Streich. Sie wischt mit dem Handrücken über ihr Gesicht und dreht sich zur Tür, die ins Gebäude führt.

Ein Schrei gellt durch das Rauschen.

DRITTES KAPITEL

1749, City of London

Auf seinen Lippen liegt ein Lied, ohne dass Oliver sagen könnte, wie es heißt. Er muss es auf dem Schiff aufgeschnappt haben, denn seitdem er am Morgen von Bord gegangen ist, führt die Melodie ein Eigenleben. Sie kommt ungefragt und geht wieder, ohne jedoch ganz aus seinem Kopf zu verschwinden.

Sein knurrender Magen übertönt für einen Moment das Summen. Oliver mustert die Auslagen eines Straßenhändlers, der Backwaren anbietet. Aber er schüttelt den Kopf. Zuerst muss er etwas Wichtiges erledigen.

Von der Lower Thames Street biegt er auf den Fish Street Hill und bleibt nach zwei Schritten stehen. Das Lied erstirbt auf seinen Lippen. »Meine Güte«, entschlüpft es ihm.

Die Straße, die sich vor ihm erstreckt, ist voller Menschen. Und Kutschen. Und Kühe. Oliver drückt sich an eine Hauswand, um nicht zwischen eine blökende Herde brauner Rinder zu geraten.

Der Bauer, der das Vieh mit einem Stecken in Richtung Norden treibt, nickt Oliver zu. »Bin froh, endlich über die Brücke zu sein!«, ruft der Mann im Vorbeigehen. »Hat eine Ewigkeit gedauert. Einiges los heute.«

»Über die Brücke ...?«, murmelt Oliver. Dann reißt er die Augen auf. Die Brücke, natürlich. Er lässt den Seesack zu

Boden gleiten. Vor ihm liegt keine einfache Straße. »Das ist die London Bridge«, flüstert er.

Vom Fluss ist nichts zu sehen. Die mehrstöckigen Häuser zu beiden Seiten der Brücke verstecken die Themse gänzlich hinter sich. Der Übergang von der Straße zum Bauwerk ist nahtlos – Oliver vermag nicht einmal zu sagen, wo genau das Ufer endet und wo die Brücke beginnt. In der Ferne erkennt er einen Torbogen, der sich über die Straße spannt. Oder sind es die Häuser selbst, die dort an ihren oberen Stockwerken zusammenstoßen?

Er schüttelt den Kopf. Theodore Lynds hat immer wieder geschwärmt, die London Bridge sei nicht weniger als ein Wunder, doch auf ein solches Ausmaß war Oliver nicht vorbereitet. Zu weit flussabwärts hat das Schiff am Morgen angelegt, als dass er die Brücke hätte ausmachen können. Was sich hier ausbreitet, erweckt den Eindruck einer ganzen Stadt über dem Wasser.

»Das erste Mal in London?«, fragt eine Stimme.

»Hm?« Aus seinen Gedanken gerissen, dreht Oliver sich dem Mann zu, der neben ihm stehen geblieben ist. Ihn klein zu nennen, wäre eine Untertreibung. Der Fremde reicht Oliver lediglich bis zur Hüfte. In einen fleckigen Gehrock gewandet, hat er sein Haar zu einem lockeren Zopf gebunden. Mit einem Lächeln reicht er eine Dose nach oben. »Schnupftabak?«

Oliver schüttelt den Kopf. Ein Buchhalter oder Auftragschreiber, kommt es ihm in den Sinn. An den Händen des Mannes bemerkt er einige Tintenflecken, die sich in die Haut eingebrannt haben. Oliver schätzt, dass der Mann etwa so alt ist wie er selbst und noch keine drei Dekaden zählt, doch er kann sich täuschen. Ein harter Zug um die Augen lässt den

Fremden älter wirken. »Es stimmt. Ich bin zum ersten Mal in London.«

Der Mann nickt, dann mustert er Oliver. »Du kommst von der Ostküste, nicht wahr? Und natürlich suchst du Arbeit.«

»Aus Suffolk. Ich bin heute mit dem Schiff angekommen. Eine Arbeit suche ich allerdings nicht.«

»Ein Mann muss doch von etwas leben.« Der Anflug eines Grinsens, das den harten Zug im Gesicht noch verstärkt.

»Ich bin bereits versorgt«, sagt Oliver. Er hat keine Lust, mehr von sich preiszugeben, als es die Höflichkeit gebietet.

Eine Pause schließt sich an, während der der Mann nachdenklich die Stirn runzelt. Dann lässt er Oliver abermals sein Lächeln sehen. »Natürlich. Ich verstehe. Nun, solltest du einmal in der Verlegenheit sein, eine Arbeit zu benötigen, dann komm nach Einbruch der Dunkelheit ins Flying Ship.« Er deutet die Brückenstraße hinab. »Liegt drüben in Southwark. Die Taverne. Kräftige Kerle wie dich können wir immer gebrauchen.«

»Das Flying Ship«, wiederholt Oliver.

Der Mann nickt, dann wendet er sich zum Gehen. »Frag nach Tom. Tom, dem Riesen.« Er lacht auf, ein meckernder Laut, und verschwindet zwischen den Passanten.

»Komischer Kauz«, murmelt Oliver und streicht sich über den Bart. »Tom der Riese.« Er zuckt mit den Schultern, dann öffnet er den Seesack und zieht das Dokument hervor, das obenauf liegt. Mr Lynds' Empfehlungsschreiben. Sein Herz macht einen Satz. Soeben hat er nicht gelogen, denn mit Arbeit ist er versorgt. Er muss nur noch das Bridge House finden, von dem sein ehemaliger Meister gesprochen hat. Und dann kann sein neues Leben in London begin-

nen. Fernab von den Lügen, die ihn aus Suffolk vertrieben haben.

Oliver verstaubt den Brief wieder im Seesack und schultert das Gepäckstück aufs Neue. Er macht zwei Schritte die Straße hinab, da fällt ihm auf, dass er sich vor einer sandsteinfarbenen Kirche befindet. Im Vorbeigehen besieht er sich das Gotteshaus. Imposant ragt der Turm direkt über ihm in den Himmel. »Sankt Magnus, natürlich.« Er erinnert sich wieder, dass Mr Lynds während seiner dürftigen Wegbeschreibung immerhin betonte, die Kirche throne am nördlichen Zugang der Brücke und sei ein guter Orientierungspunkt.

Oliver lässt sich von dem Menschenstrom mitziehen. Er muss die Brücke überqueren, denn laut Mr Lynds befindet sich das Bridge House irgendwo auf der entgegengesetzten Uferseite von Sankt Magnus in Southwark. »Wie das Flying Ship«, sagt er mit einem Grinsen. Dann umrundet er eine Kutsche, die unweit der Kirche am Straßenrand hält. Die vier Pferde schnauben. Oliver streicht einem der Tiere über die Nüstern.

Der Kutscher blickt betont gelangweilt auf die an ihm vorbeiziehenden Passanten hinab und ignoriert geflissentlich Olivers Gruß.

Gleich dahinter wird der Weg schmaler. Die Häuser verraten es ihm nicht, doch Oliver kann spüren, dass er sich nun auf der Brücke befindet. Die Luft ist frischer, feuchter.

Ein Ordnungshüter ermahnt die Passanten, auf der linken Straßenseite zu bleiben. Doch die meisten Leute scheinen seinen Aufruf kaum ernst zu nehmen und suchen sich ihren Weg kreuz und quer.

Auch Oliver versucht sich durchzudrängeln oder sich

unvermittelt vor ihm auftuende Lücken zu nutzen. Ansonsten, so befürchtet er, ist er bei dem Schneckentempo heute Abend noch nicht auf der anderen Seite des Flusses angekommen.

Über dem Stimmengewirr und dem Lärm von Vieh und ratternden Kutschen vernimmt er nun auch Wasserrauschen. Wie ein Bienensummen liegt es in der Luft, wird mal leiser und mal lauter. Die Geschwindigkeit des Wassers zwischen den Brückenbögen muss enorm sein, überlegt Oliver. Bei solch dichter Bebauung muss die Brücke über eine Vielzahl von Bögen verfügen, um das Gewicht auszuhalten. Doch je mehr Bögen es gibt, umso mehr wird der Fluss aufgestaut. Was wiederum bedeutet, dass ein hoher Druck auf die Durchflüsse zwischen den Bögen entsteht. Fachmännisch wirft Oliver einen Blick auf den Steinboden zu seinen Füßen. Nur wenige Yards darunter arbeitet die Themse mit unvorstellbarer Kraft gegen das Bauwerk an.

Etwas trifft ihn in die Seite.

»Pass doch auf!«, ruft Oliver einem Mädchen zu, das ihn im Vorbeirennen angerempelt hat, doch nach einem flinken Haken ist das Kind bereits hinter einem Lastenkarren verschwunden. Für einen Moment blitzt noch sein goldener Schopf im Licht der Mittagssonne auf. »Freche Göre«, murmelt Oliver halb amüsiert. Dann schnellt seine Hand zum Geldbeutel. Voller Erleichterung schließen sich seine Finger um den Stoff. Mr Lynds hat ihn eindringlich gewarnt, ganz London sei ein Gaunernest, man könne nie vorsichtig genug sein. Vor allem in Menschenansammlungen jeglicher Art. Besonders schlimm sei es während der Hinrichtungen auf Tyburn, wenn sich die Schaulustigen bis zum Horizont drängen.

Das Lied ist zurück auf seinen Lippen, und diesmal lässt Oliver ihm bewusst Raum. Er betrachtet eine Häuserreihe, deren einheitlicher Stil verrät, dass sie erst kürzlich errichtet worden ist. Hinter klassisch anmutenden Kolonnaden schafft ein Fußweg etwas Schutz vor Kutschen und Karren. Zwischen den Säulen treten Menschen aus Geschäften heraus, um gleich darauf in das nächste hineinzueilen. Oliver schüttelt staunend den Kopf. So viele Läden auf einen Schlag hat er zuvor noch nirgends gesehen. Schilder an den Fassaden geben Hinweise auf die Waren, die angeboten werden. Drei Bibeln kennzeichnen den Buchhändler, eine Pfanne den Eisenwarenhändler, eine Nadel den Kurzwarenhändler. Auf der anderen Straßenseite das gleiche Bild: Im Erdgeschoss präsentieren sich die Händler, in den Stockwerken darüber scheinen sich Wohnräume zu befinden. Dies hier ist wirklich eine eigene kleine Stadt.

Eine Lücke zwischen den Häusern ermöglicht ihm erstmals einen Blick auf den Fluss. Jetzt erst begreift Oliver, dass er sich tatsächlich auf einer Brücke befindet. Und dort draußen auf dem Wasser geht es nicht weniger hoch her als hier auf der Straße. Schiffsmasten, wohin man schaut, dazwischen Ruderboote und Barkassen. Irgendwo flussabwärts, hinter einer Biegung, hat das Schiff geankert, mit dem Oliver die Themse heraufgekommen ist. Am liebsten würde er an der Brückenbalustrade stehen bleiben, um das Panorama auf sich wirken zu lassen, doch er hat keine Zeit zu verlieren.

Ein Haus, das merklich größer ist als die umliegenden und eine eigenwillige Bauform aufweist, erregt seine Aufmerksamkeit. Es wirkt alt und neu zugleich, als habe man es über die Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg immer wieder umgebaut. An der Fassade baumelt das Schild eines Tuchhänd-

lers. In diesem Moment hastet eine schwarzgekleidete Frau aus dem Geschäft heraus und bleibt vor der Tür stehen.

Oliver kann nicht sagen, was es ist, doch irgendetwas zieht ihn zu der Frau hin. Sie dürfte nur wenig jünger sein als er selbst, trägt ihr kastanienbraunes Haar in eine Haube eingebunden. Das unbestimmte Gefühl, ihr bereits einmal begegnet zu sein, überkommt Oliver wie eine Flutwelle. Kurzentschlossen schält er sich aus dem Menschenstrom heraus und geht ihr entgegen. Doch kaum, dass er sie erreicht hat, dreht sie sich zur Seite.

»Joseph!«, ruft sie über die Köpfe der Leute hinweg. »Du kannst nicht ...« Offensichtlich gehört dieser Frau das Geschäft.

»Entschuldigen Sie, Madam«, sagt Oliver und lächelt, als sich die Händlerin ihm zuwendet. Einen Moment lang ist er überrascht von der Enttäuschung, die sich in ihrer Miene spiegelt. Doch das Gefühl, die Frau zu kennen, verstärkt sich sogar noch.

Die Tuchhändlerin antwortet Oliver nicht, mustert ihn nur.

Er zögert, weiß nicht, was er sagen soll. »Würden Sie mir freundlicherweise den Weg zum Bridge House weisen, Madam?«, stößt er schließlich aus.

»Joseph, ich mache dich einen Kopf kürzer!«, raunt sie.

Ist die Frau nicht bei Sinnen? Vielleicht hat sie ihn über den Straßenlärm auch nur nicht verstanden. Oliver verstärkt sein Lächeln, dann tritt er einen halben Schritt näher an sie heran. »Das Bridge House«, wiederholt er. »Wo man die Verwaltung der London Bridge vornimmt. Können Sie mir den Weg weisen, Madam?«

»Nicht jetzt«, schnappt die Frau und hebt eine Hand.

Dann dreht sie sich um und stürmt zurück in das Tuchgeschäft.

Benötigt sie Hilfe? Oliver erwägt, ihr zu folgen. Doch dann zuckt er mit den Schultern. Er wird sich wohl täuschen. Genauso, wie er sich darin täuschen muss, dieser Frau schon einmal begegnet zu sein. Wie soll das auch möglich sein? Schließlich ist er zum ersten Mal in seinem Leben in London. Außerdem weiß er, dass es immer ratsam ist, sich nicht in Dinge einzumischen, die einen nichts angehen.

Oliver verdrängt die Frau aus seinen Gedanken und weicht einer Droschke aus, deren Kutscher all jene Passanten, die nicht schnell genug zur Seite springen, mit zotigen Beschimpfungen bedenkt. Er nutzt die Gelegenheit und klemmt sich direkt hinter die Kutsche. Wie ein Wellenbrecher schiebt sie sich durch den Verkehr und ermöglicht es Oliver, in ihrem Fahrwasser ebenfalls zügiger voranzukommen.

Erst hinter einem Steintor nahe dem südlichen Ende der London Bridge löst er sich von der Kutsche, um sich an den Straßenrand zu schlängeln. Dort bittet er einen Gentleman, ihm den Weg zum Bridge House zu weisen.

Wenige Minuten später biegt Oliver in die Tooly Street. Er folgt der Straße bis zu einem Gebäude, über dessen Eingang sich ein von Säulen gestützter Uhrenturm erhebt. Das Bridge House.

Oliver betritt eine Halle, an deren Ende eine Treppe in die oberen Stockwerke führt. Zwei Männer, in ein Gespräch vertieft, steigen gerade die Stufen hinab. Ein weiterer Mann, mit Papierstapeln beladen, schleppt sich zu einer Tür. Ein Bediensteter des Bridge House, vermutet Oliver. Er will dem Mann bereits nachsetzen, da ertönt aus einer hinteren Ecke ein Hüsteln.

»Sir, kann ich Ihnen weiterhelfen?«

Oliver wendet sich der Stimme zu. »Ah, sehr gerne. Ich danke Ihnen.« Er tritt an einen Schreibtisch, hinter dem ein älterer Bediensteter sitzt. Auf dem Kopf trägt er eine Perücke, die eindeutig schon bessere Tage gesehen hat. Vor ihm liegt ein Buch auf der Tischplatte und offenbart endlose Zahlenkolonnen.

»Kommen Sie wegen eines der Häuser?«

»Wegen der Häuser? Nein. Ich möchte mit Mr Flint sprechen, Sir. Mein Name ist Oliver Morris.«

»Mein Name ist Andrew Black, zu Ihren Diensten. Mit Mr Flint möchten Sie sprechen? In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf? Der Master Carpenter der London Bridge ist ein vielbeschäftigter Mann, Mr Morris.«

Oliver setzt den Seesack ab und holt das Empfehlungsschreiben hervor. »Ich ... also, ich komme aus der Nähe von Aldeburgh, Sir. Dort war ich der Geselle eines Steinmetzes, Mr Theodore Lynds. Er ist mit Mr Flint bekannt und hat mir ein Empfehlungsschreiben ausgestellt, mit dem ich mich bei Mr Flint vorstellen soll. Wegen der Gehilfenstelle.«

»Der Gehilfenstelle?«

»In einem Brief an Mr Lynds hat Mr Flint wohl erwähnt, dass er eine solche Stelle zu besetzen hat.« Oliver will das Empfehlungsschreiben über den Schreibtisch reichen, doch Mr Black winkt ab.

»Warten Sie hier«, sagt er stattdessen. »Ich werde Mr Flint wissen lassen, dass Sie ihn zu sprechen wünschen.« Damit erhebt er sich und schlurft die Stufen hinauf.

Es dauert eine ganze Weile, bis Mr Black wieder am Kopf der Treppe erscheint. »Sie können heraufkommen, Mr Morris.« Als Oliver bei ihm angelangt ist, zeigt Mr Black auf eine

Tür am Ende des Gangs. »Dort finden Sie das Arbeitszimmer von Master Flint. Er erwartet Sie«, erklärt er und deutet den Ansatz einer Verbeugung an, bevor er sich wieder an den Abstieg in die Halle macht.

»Herein«, ertönt es hinter der Holztür, nachdem Oliver angeklopft hat.

Das Zimmer, das er betritt, ist vollgestopft mit Pergamenten und Papieren. Sie stapeln sich überall, auf dem Schreibtisch, in den Regalen, selbst entlang der Wand auf dem Boden. Zwei Fliegen surren über dem Schreibtisch in aufgeregten Bahnen um einen Teller mit den Resten einer Mahlzeit. Das danebenstehende Weinglas ist leer.

»Sie wünschen mich also zu sprechen. Setzen Sie sich doch.«

Wie auch immer er sich Ignatius Flint vorgestellt hat – der vor ihm in einem Sessel sitzende Mann entspricht Olivers Bild eines Master Carpenter in keiner Weise. Obgleich noch größer gewachsen als Oliver, fällt Mr Flint in erster Linie durch seine Körperfülle auf. Sein Bauch drückt derart gegen die Jacke, dass deren goldene Knöpfe den Eindruck erwecken, jeden Moment abspringen zu wollen. Das rot geäderte Gesicht des Mannes wird gerahmt von einer Lockenperücke. Doch Oliver hegt den Verdacht, dass sie falsch herum aufgezogen wurde, so deformiert wirkt der Kopfschmuck. Überhaupt macht Mr Flint den Eindruck, als sei er gerade erst von einem Mittagsschlaf erwacht. Ein wenig linkisch stellt Oliver den Seesack neben dem einzigen Besucherstuhl ab und lässt sich auf das Polster gleiten.

»Soso!«, grölt der Master Carpenter, während er Oliver zunickt. »Sie haben sich also auf den langen Weg von Suffolk hierher gemacht, um eine Stelle im Bridge House anzutreten.

Der gute Theodore, ja? Er hat Sie zu mir geschickt? Wie geht es dem Halunken?» Er schlägt mit einer Pranke auf sein Knie.

»Es geht ihm gut, Sir. Er bat mich, Ihnen seine besten Grüße auszurichten.« Oliver zieht das Empfehlungsschreiben hervor. »Dieses Schreiben hier hat er mir mitgegeben, Sir. Damit Sie sich ein Bild von meinen Fähigkeiten ...«

Mit erhobener Hand unterbricht Mr Flint ihn. »Wissen Sie, junger Mann, Sie gefallen mir. Nur zu gerne würde ich Ihnen die Stelle als mein Gehilfe anbieten.«

Oliver drückt sein Kreuz durch. »Sie werden es nicht bereuen, Sir. Das verspreche ...«

Wieder fährt die Hand empor. »Nur leider gibt es eine Widrigkeit. Just gestern habe ich besagte Stelle bereits mit einem sehr fähigen Mann besetzt.«

Oliver verspürt ein Gefühl, als habe er einen Schlag in die Magengrube erhalten. Er hat sich so beeilt, nach London zu gelangen, und nun das. Es gelingt ihm nur schwer, einen Fluch zurückzuhalten, der ihm auf den Lippen liegt.

»Ich befürchte daher, Sie müssen wieder die Rückreise nach Suffolk antreten.« Mr Flint faltet seine Hände vor dem Bauch. »Wenn Sie so freundlich wären, meinem lieben Freund Theodore die besten Grüße von mir auszurichten.«

Oliver schnappt nach Luft. »Ich kann nicht zurück«, flüstert er.

VIERTES KAPITEL

Anno Domini 1202, im Spätsommer

Der alte Bauer verzog sein Gesicht zu einem Grinsen, das einige Zahnlücken und schwarze Stummel entblößte. Dann widmete er sich wieder den drei ausgezehrtten Rindern, die er vor sich hertrieb. Zweifellos war er in Richtung des Fleischmarktes innerhalb der Stadtmauern Londons unterwegs.

Estrid murmelte einen Gruß und rückte die Kapuze ihres Umhangs zurecht. Ganz sacht trat sie ihrem Pferd in die Flanke, obwohl sie wusste, dass dies das Tier nicht dazu bewegen würde, sein Tempo auch nur einen Deut zu erhöhen. Doch es drängte sie, von der staubigen Straße zu kommen. Je weniger Menschen sie begegnete, umso besser. Abermals trieb sie das Pferd zur Eile an.

Die graue Stute trottete stoisch vor sich hin, wie sie an anderen Tagen eben auch den Holzkarren zog. Im immergleichen Rhythmus stampften ihre Hufe auf den Weg.

Estrid ergab sich der Sturheit des Tieres. Sie konnte froh sein, dass ihr Nachbar Albin nichts dagegen einzuwenden gehabt hatte, ihr das Pferd für den Morgen zu überlassen. Gleichzeitig lag eine noch größere Sorge auf ihrer Seele. Hoffentlich fand Stephen, ihr Ehemann, nicht heraus, dass sie in den Wald unterwegs war. Sie schluckte und wischte sich Schweißperlen von der Stirn. Am Morgen hatte sie ihm

gesagt, hinüber nach Moorgate zu gehen, zu den Getreidemühlen jenseits der nördlichen Stadtmauern. Dort lebte ihre Cousine Margery. Immer wenn Estrid sich auf den Weg machte, ohne Stephen ihr wahres Ziel zu nennen, behauptete sie, Margery einen Besuch abzustatten zu wollen. Stephen hatte nicht viel für ihre Cousine übrig. Daher fragte er am Abend nie, wie Estrids vermeintlicher Besuch abgelaufen war.

Vorhin waren drei Rittersmänner von ihren Knappen begleitet in Richtung Themse an ihr vorbeigaloppiert. Das Banner des Königs flatterte im Wind. Estrid hatte sich, kaum dass sie die Hufschläge herannahen hörte, in den Schatten einiger Bäume am Wegesrand begeben. Sie setzte ihre Reise erst fort, als von der bewaffneten Schar nichts mehr zu sehen war und die Staubwolke hinter den Reitern sich wieder gelegt hatte. Auch wenn von Männern des Königs üblicherweise nichts zu befürchten war, hielt sie es mit dem Gebot, dass man niemals vorsichtig genug sein konnte.

Hinter einer knorrigen Buche verließ sie den Weg und bog in einen Pfad ein. Er war kaum breiter als das Pferd, und immer wieder musste Estrid Ästen und Gestrüpp ausweichen. Die Stute hingegen ließ sich nicht irritieren. Im ihr eigenen Tempo trottete sie durch den dichter werdenden Wald.

Erst als sich der Pfad abermals verengte und nun nichts weiter als einen Wildwechsel darstellte, hielt Estrid das Tier an und stieg schnaufend ab. Aus irgendeinem Grund kam ihr die Strecke heute anstrengender vor als gewöhnlich. »Bald haben wir es geschafft«, murmelte sie und strich der Stute über die Stirn. Dann griff sie das Seil, das ihr als Zügel diente, und ging weiter. Für einige Momente schloss sie die Augen und lauschte den Geräuschen. Den Vogelstimmen. Dem Huschen eines Eichhörnchens auf einem nahen Stamm. Dem

Wind, der Zweige zum Flüstern brachte. Estrid ertappte sich bei einem Lächeln und öffnete die Augen wieder. Dann strich sie über ihren Bauch. »Wenn nur dieses drückende Gefühl nicht wäre«, sprach sie zu sich selbst. Es musste von der Sorge herrühren, dass Stephen von ihrem Ritt in den Wald erfahren könnte.

Unvermittelt ging der Pfad in eine Lichtung über. Die Stieleiche, die am gegenüberliegenden Rand ihren Wipfel hoch in den Himmel emporreckte, ließ die Lücke im Wald kleiner erscheinen, als sie wirklich war. Erst auf den zweiten Blick wurde man der Hütte gewahr, die sich unter den alten Baum schmiegte. Ihre Balken waren mit Moosen und Farnen überwachsen, selbst der Schornstein wurde durch Bewuchs verdeckt.

Nicht weit von der Hütte sprudelte eine Quelle aus dem Waldboden und formte sich zu einem Bächlein, das nach wenigen Schritten im Unterholz verschwand. Über dem sanften Wasserplätschern lag eine Ruhe, die die gesamte Lichtung umhüllte.

Estrid führte die Stute zum Wasser, damit das Tier seinen Durst löschen konnte. Dann band sie es an einen Baum und streichelte über seine Flanke. »Warte hier auf mich.«

Wie zur Antwort stieß die Stute ein Schnauben aus.

Vor der Tür drückte Estrid ihre Schultern durch, dann betrat sie die Hütte, ohne anzuklopfen. Sie wusste, dass ihre Ankunft längst bemerkt worden war, und kräuselte die Lippen zum Anflug eines Lächelns.

Im Inneren herrschte ein Zwielficht, einzig durch eine Aussparung in der Rückwand fiel von außen etwas Helligkeit herein. Die Hütte bestand aus einem einzigen Raum, der mit einem groben Tisch aus Eichenholz, Regalen und Truhen

vollgestellt war. Eine Leiter führte zu einer Empore, die als Schlafstätte diente. Es lag ein Geruch nach getrockneten Kräutern und Blumen in der Luft. Estrid saugte den würzigen Duft in ihre Lunge. Ein Gefühl von Wehmut überkam sie.

»Ein unerwarteter Besuch. Suchst du mich, Estrid?«, fragte eine Stimme. Sie klang belustigt. Und müde.

In gespielter Entrüstung stemmte Estrid ihre Hände in die Hüften. »Was ist das für eine Begrüßung? Tu bitte nicht so, als seist du von meinem Erscheinen überrascht. Ehrlich gesagt, habe ich mit einem festlichen Aufgebot gerechnet.«

Ein Auflachen, dann löste sich ein Umriss aus dem Schattten neben einem der Regale.

Estrid breitete die Arme aus und umschlang die Frau, die ihr entgegentrat. »Es ist schön, dich zu sehen, Sibilla«, sagte sie. Wie immer wunderte sie sich, dass ihre Schwester einen Kopf kleiner war als sie selbst. Bis auf die dunkle Lockenpracht haben Sibilla und ich wirklich nicht viel gemein, dachte Estrid, während sie die Schwester von sich schob und ausgiebig musterte. Nicht nur, dass Sibilla die Ältere von beiden war, wenn auch lediglich um ein Jahr – mit ihren mädchenhaften Gesichtszügen sah sie trotz ihrer zwanzig Lebensjahre fast noch wie ein Kind aus. »Du wirkst erschöpft«, bemerkte Estrid.

Sibilla winkte ab. »Es geht mir bestens. Letzte Nacht hatte ich einige Dinge vorzubereiten, das ist alles.« Sie drehte sich um und räumte ein paar Gegenstände von dem Eichentisch, bevor sie auf einen Hocker wies. »Setz dich, Schwesterherz. Du bist nach dem weiten Weg sicher durstig.«

Nachdem sie einen mit Quellwasser gefüllten Holzbecher leer getrunken hatte, sah Estrid sich abermals im Halbdunkel

des Raums um. »Du bereitest dich schon auf den Herbst vor.« Ihr Blick streifte die Gebinde und Sträuße, die von den Deckenbalken zum Trocknen herabhingen. »Diesmal hast du früh mit der Ernte begonnen.«

Sibilla zuckte mit den Schultern, setzte sich ihrer Schwester gegenüber. »Was gibt es Neues im Dorf? Erzähl!«

Estrid dachte nach. »Der alte Fischer Osbert hat sich endgültig zur Ruhe gesetzt. Du weißt ja, dass er seit Längerem Schmerzen in den Gelenken hat. Er meint, sie seien nun zu stark geworden, als dass er weiter auf das Wasser fahren könnte. Trotz deiner Salbe, Sibilla, auf die Osbert immer noch schwört. Also ist er zu seiner Tochter ins Nachbardorf gezogen. Das Boot hat er an einen Fischer in der Nähe von Westminster oben auf der anderen Flussseite verkauft.«

»Der alte Osbert«, sagte Sibilla. Dann schob sie unvermittelt hinterher: »Wie geht es Vater?«

Nur schwer gelang es Estrid, ein Seufzen zu unterdrücken. »Gut geht es ihm. Gut.«

Sibilla verdrehte die Augen. »Gut? Mehr hast du nicht zu berichten, Schwester? Du weißt, dass du mich nicht schonen sollst.«

»Vater ...«, antwortete Estrid zögernd, »... er redet weiterhin viel von früher. Von Mutter. Es ist so, als lebe er nicht im Hier und Jetzt, sondern nur noch in der Zeit vor Mutters Tod. Die alten Geschichten erzählt er wieder und wieder, doch was vor wenigen Herzschlägen geschehen ist, daran hat er meist keine Erinnerung. Ich glaube, er merkt selbst, dass etwas nicht stimmt. Letzte Nacht habe ich ihn weinen hören.«

»Nimmt er die Medizin, die ich für ihn gebraut habe?«

»Ich mische sie in sein Essen. Zwar beklagt er sich manch-

mal über den bitteren Geschmack, aber bisher hat er noch keinen Verdacht geschöpft.«

»Das ist gut. Der Sud beruhigt ihn zumindest.« Nach einer langen Pause rieb Sibilla an ihrer Stirn. »Fragt er nach mir?«

»Er ... also ... er ...« Estrid brach ab. Dann schüttelte sie den Kopf.

Das Lachen, das aus Sibillas Kehle hervorkroch, klang gequält. »Also ist alles wie immer.«

»Bei Stephen hat sich etwas ergeben«, entfuhr es Estrid. Sie war froh, das Gesprächsthema wechseln zu können. »Seit wenigen Tagen arbeitet er an der Brücke. Die Fischerei hat er deshalb vorerst aufgegeben.«

Für einen Moment kniff Sibilla die Augen zusammen und legte die Stirn in Falten. »Die Brücke.«

»Stephen sagt, der neue Brückenmeister lege großen Wert darauf, dass die Arbeiter die Kraft des Wassers einschätzen könnten. Herausragende bauwerkliche Fertigkeiten müssten sie nicht mitbringen, schließlich gebe der Meister ihnen genau vor, was zu tun sei. Wenn ich es richtig verstanden habe, hat dies auch damit zu tun, dass der Bau weit fortgeschritten ist. Über die Hälfte ist bereits fertiggestellt. Vor etwas mehr als einer Woche gab es einen Aufruf. Starke Arme würden dringend für den Weiterbau benötigt, hieß es. Der Lohn sei sehr gut, dem König höchstselbst ist wohl daran gelegen, dass das Bauwerk schnell vollendet wird. Daher hat eine Arbeit für die Brücke Vorrang vor irgendwelchen Ansprüchen des Lehnsherrn. Auch die Steuerzahlung wird erlassen. Stephen hat die Gelegenheit beim Schopf gepackt, obwohl er doch im Grunde keine Ahnung von etwas anderem als der Fischerei hat.« Estrid lachte auf, bemüht, ihre eigenen Bedenken zu verbergen. »Wenn an unserer Hütte etwas aus-

zubessern ist, mache ich das lieber selbst, als dass ich meinen Mann darum bitte.«

»Und sie haben Stephen angeheuert?« Die Verwunderung in Sibillas Stimme war nicht zu überhören.

»Es gab eine Zeremonie, bei der Stephen den Segen empfangen hat. Zusammen mit einem guten Dutzend weiterer Männer, die gleichzeitig mit ihm die Arbeit aufgenommen haben. Ein Priester hat sie in der Kirche unter den Schutz Gottes gestellt. Du weißt sicherlich, dass das Kirchengebäude mitten auf der Brücke bereits genutzt wird.«

»Keine ungefährliche Aufgabe, dieser Bau. Die Brücke hat bereits viele Männer das Leben gekostet. Einige sind zwischen die Steine geraten, andere ertrunken. Das Auf und Ab der Themse macht es wahrlich nicht leicht für die Arbeiter.«

»Das habe ich Stephen auch gesagt«, pflichtete Estrid ihrer Schwester bei. »Doch er hat mich ausgelacht. Weibische Ängste, so nennt er meine Sorge. Die Arbeit an der Brücke sei gottgefällig, meint er.«

Sibilla drückte mit beiden Händen gegen ihre Schläfen, bevor sie sie wieder in ihren Schoß fallen ließ. »Peter of Colechurch soll sehr krank sein.«

»Das ist wahr. Er hat auch nicht an der Zeremonie in der Kirche teilgenommen.« Nicht zum ersten Mal war Estrid vom Wissensstand ihrer Schwester überrascht. Obwohl Sibilla den Wald selten verließ, fanden Neuigkeiten aus der Stadt immer den Weg zu ihr. Wahrscheinlich suchten mehr Menschen aus dem Umland diese Hütte im Wald auf, als Estrid angenommen hatte. Wobei die wenigsten von ihnen dies wohl offen zugegeben hätten.

»Diesmal kommt er anscheinend nicht so schnell wieder

zu Kräften«, fuhr Sibilla fort. »Es steht ernst um ihn, wie ich hörte.«

»Ihm soll es wirklich nicht gut gehen, das ist richtig. Daher ist nun ein Steinmetz mit der Fortführung des Brückenbaus betraut worden. Er war es auch, der Stephen eingestellt hat. Gilbert heißt der Mann.« Ein jähes Frösteln überkam Estrid. Auch der Druck in ihrem Magen wurde stärker.

»Gilbert«, wiederholte Sibilla.

»Natürlich war die Verunsicherung auf der Baustelle anfangs groß. Peter of Colechurch ist es schließlich, der den Bau der Steinbrücke über die Themse vor Jahren angeregt und bis vor Kurzem mit Nachdruck vorangetrieben hat. Jeder im Dorf und der Stadt weiß dies. Als Priester hat Peter immer die Bedeutung der Brücke betont. Sie sei eine Lobpreisung Gottes, hat er gesagt, und für ihre Erbauer werde es einen sicheren Platz im Himmelsreich geben. Als Peter schwer krank wurde, verstand so mancher dies als schlechtes Omen.«

»Ich bin ihm nur wenige Male begegnet. Er stammt aus jener Gemeinde, in der Thomas Becket getauft wurde. Kein Wunder also, dass sie Becket als Schutzheiligen der Brückenkirche gewählt haben. Eine schlimme Geschichte, die ihm widerfuhr. Als ehemaliger Lordkanzler und Erzbischof ist Becket von des Königs eigenen Männern in der Kathedrale von Canterbury gemeuchelt worden. Er wird eine Vielzahl von Pilgerreisenden auf die Brücke locken. Und damit einiges an Geld in die Kassen spülen.«

»Höre ich Tadel aus deinen Worten heraus, Sibilla?«

»Oh nein, das Schicksal Becketts ist mir nur ein Mahnmal, dass sich Allianzen beständig wandeln können. Selbst die Mächtigen können nicht viel auf das Wort ihrer vermeint-

lichen Freunde geben. Es war schließlich der Vater unseres heutigen Königs, der Becket am Altar ermorden ließ. Weil sich die beiden im Streit um die Machtverteilung zwischen der Krone und der Kirche befanden. Wenn es also heißt, die Brücke von London diene der Preisung Gottes, ist dies nur eine Seite der Medaille.« Sibilla richtete den Ärmel ihrer Tunika. »Doch genug davon. Ich wünsche Peter of Colechurch eine baldige Genesung. Wobei ich fürchte, dass es gegen seine Krankheit kaum ein Heilmittel gibt. Sie wird schlicht Alter genannt. Immerhin kann der Mann auf ein erfülltes Leben zurückschauen. Priester und gottgefälliger Bauherr zugleich, dies dürfen nur wenige Menschen von sich sagen.« Sie neigte den Kopf in einer ehrerbietigen Geste.

»Die Kirche und du, ihr werdet in diesem Leben wohl keine Freunde mehr.«

»Nun, die Schwierigkeit liegt wohl eher auf Seiten jener Gläubigen, die in Frauen wie mir eine Gefahr für ihr Seelenheil sehen. Ich mache es daher wie die alte Brona. Ich halte mich aus diesen Fragen heraus.«

Für einen Augenblick schwiegen die Schwestern. Es war Estrid, die die Stille durchbrach. »Brona ...«, setzte sie an, verstummte aber sogleich wieder.

»Ich habe es nicht als Vorwurf gemeint, Schwester.« Sibilla streckte einen Arm über den Tisch und legte ihre Hand auf die von Estrid. »So wie die Dinge sind, sind sie nun einmal. Jeder von uns muss seine eigenen Entscheidungen treffen.«

Dankbar nickte Estrid.

Sibilla zog ihre Hand zurück. »Sag, was kann ich für dich tun? Du hast den weiten Weg zu mir sicherlich nicht zurückgelegt, damit wir den Besuch mit Geschwätz über alte oder tote Männer vertun.«

»Vaters Medizin«, stieß Estrid aus. Sie hatte das Gefühl, Sibilla schaue bis tief in ihre Seele hinein. »Sie geht zur Neige.«

Sibilla erhob sich und begann damit, in einem Regal zu werkeln.

»Außerdem hatte ich heute in der Früh einfach den Wunsch, dich zu sehen«, fügte Estrid hinzu, indes ihre Schwester ihr noch den Rücken zuwandte. »Es war wie ein inneres Ziehen und hat mir keine Ruhe gelassen. Also habe ich, nachdem Stephen nach dem Frühstück zur Brücke aufgebrochen war, kurzerhand nebenan Albins Pferd ausgeliehen, ihn gebeten, zwischendurch nach Vater zu schauen, und mich auf den Weg gemacht. Die Gänse kommen auf der Dorfweise auch ein paar Stunden ohne mich aus. Die kleine Runild, Albins Tochter, hat mir versprochen, ein Auge auf sie zu haben.«

Mit unbewegter Miene reichte Sibilla ihr einen kleinen Beutel. »Vater sollte hiermit Schlaf finden können. Es wäre das Beste, du verabreichst ihm das Pulver daher gegen Abend in einem Becher Wasser. Es hat nur einen leichten eigenen Geschmack, er wird die Medizin kaum bemerken.«

»Ich ... gut, das werde ich tun.« Estrid erhob sich vom Tisch und befestigte den Beutel an ihrem Gürtel. Es war Zeit für ihre Heimkehr. Sie sah sich ein letztes Mal im Raum um, dann wandte sie sich zur Tür. Hinter sich hörte sie Sibillas Schritte, die ihr folgten. Im Türrahmen blieb Estrid stehen und zog ihre Schwester in eine Umarmung. »Auf bald, pass auf dich auf.«

Sibilla lächelte, sagte jedoch nichts. An den Türpfosten gelehnt beobachtete sie, wie Estrid über die Lichtung zu ihrem Pferd ging.

Gerade wollte Estrid das Tier vom Baum losbinden, da ließ ein erstickter Laut in ihrem Rücken sie innehalten und sich zur Hütte umdrehen. Sibilla hielt sich zusammengekrümmt an der Tür fest. Ihr Gesicht war blass, auf der Stirn perlte Schweiß.

»Was ...?«, rief Estrid aus und wollte zu ihrer Schwester eilen, wurde aber durch eine Geste Sibillas zurückgewiesen.

»Es ... es ist nichts weiter«, keuchte Sibilla und richtete sich unter merklicher Anstrengung wieder auf. »Gleich ist es vorbei. Doch du mußt mir zuhören, Estrid. Es ist wichtig.«

Wie erstarrt blinzelte Estrid. Wovon sprach ihre Schwester?

»Die Brücke«, raunte Sibilla. »Morgen darf Stephen nicht auf der Baustelle arbeiten! Hörst du mich, Estrid? Du mußt ihn davon abhalten, die Brücke zu betreten. Morgen!«

Estrid erwachte aus ihrer Starre. »Ich ... was soll ...?«

»Sag ihm irgendetwas«, presste Sibilla hervor. Sie machte einen wackligen Schritt auf Estrid zu und wischte sich über die Stirn. »Und nun reite heim. Alles ist gut, mach dir um mich keine Gedanken. Es ist alles gesagt.«

Estrid wusste, dass es sinnlos war, mit Sibilla zu diskutieren. Ihre Schwester hatte gesagt, was sie sagen wollte, nun würde nichts weiter aus ihr herauszubekommen sein. Während Estrid mit einem Kopfschütteln und zittrigen Fingern schwerfällig das Seil löste, musste sie beinahe auflachen. Sibilla war nicht weniger stur als die kleine, zähe Stute. »Brona ...«, versuchte sie es trotz besserem Wissen erneut, wurde aber gleich von Sibilla unterbrochen.

»Nicht jetzt«, sagte Sibilla. »Du mußt dich auf den Weg machen.« Dann fügte sie in einem weicheren Tonfall hinzu: »Ich möchte, dass ihr beide wohlbehalten zurück ins Dorf

gelangt. Es beginnt bald eine neue Zeit für dich, kleine Schwester.«

Erst als sie den Kirchturm von Sankt Olaf in Southwark bereits vor sich aufragen sah, ging Estrid ein Licht auf. Den ganzen Weg über hatten Sibillas Abschiedsworte sie beschäftigt. Jener seltsame Wunsch ihrer Schwester, sie und die Stute mögen wohlbehalten heimkehren. Der Ausblick auf eine neue Zeit. Über diese Äußerungen hatte Estrid sogar die Warnung in Bezug auf Stephen verdrängt.

»Nicht die Stute!«, jauchzte sie jetzt und streichelte mit einer Hand über ihren Bauch. »Und von wegen, ein ungutes Gefühl liegt in meinem Magen.« Plötzlich ergab so vieles einen Sinn. Die nicht verschwinden wollende Übelkeit. Das Gefühl der Anstrengung beim Reiten.

Estrid drückte eine Hand auf ihren Mund. Was wohl Stephen zu der Nachricht sagen würde, wenn er am Abend von der Baustelle heimkam? Sollte sie es ihm gleich offenbaren oder noch ein paar Tage damit warten? Ein Kind bezeichnete er doch immer als Gottes Auszeichnung. Dass sie bereits so lange ohne eigenen Nachwuchs waren, setzte Stephen zu. Erst kürzlich hatte er ihr vorgeworfen, schuld an der Kinderlosigkeit zu sein.

Stephen ...

Einer dunklen Wolke gleich schob sich Sibillas Warnung über Estrids Hochgefühl. Wie in aller Welt sollte es ihr gelingen, Stephen morgen von der Brücke fernzuhalten?

FÜNFTES KAPITEL

1749, Southwark

Durchdrungen von einem Gefühl tiefer Enttäuschung erhebt Oliver sich vom Stuhl. »Ich ... ich danke Ihnen dafür, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben, Sir.« Er greift nach dem Seesack und dreht sich zur Tür.

»Nun warten Sie doch einen Moment! Sie wirken mitgenommen. Was ist das denn für eine Geschichte? Von wegen, Sie könnten nicht nach Suffolk zurückkehren. Steckt sicher ein Frauenzimmer dahinter, nicht wahr?« Mr Flint grölt so laut, dass selbst die über dem Schreibtisch kreisenden Fliegen innezuhalten scheinen. Er rückt sich in seinem Sessel zu recht und hebt eine Hand, an der ein Ring prangt. »Es kann nicht schaden, wenn ich mir das Empfehlungsschreiben einmal ansehe. Mal schauen, was der gute Theodore da verzapft hat.«

Oliver zieht das Papier abermals hervor und reicht es Mr Flint. Was soll das bringen?, fragt er sich, während er dem Mann dabei zusieht, wie dieser das Schreiben studiert. Diesen Akt der Höflichkeit kann Flint sich sparen. Wahrscheinlich möchte er nur nicht, dass Theodore Lynds zu Ohren kommt, sein alter Bekannter Ignatius habe das mit Bedacht aufgesetzte Schreiben nicht einmal gelesen, bevor er Oliver wieder auf die Straße setzte. Damit führt diese Farce jedoch lediglich zu einer Verlängerung von Olivers Pein.

»Sie haben die Lehre bei Theodore mit Auszeichnung abgeschlossen und danach für ihn weitergearbeitet?«

»Das ist richtig, Sir.«

»Am Bau einer Brücke über den Fluss Alde haben Sie maßgeblich mitgewirkt?«

Oliver nickt. »Ich habe den Bau geleitet. Unter der Aufsicht von Mr Lynds, selbstredend. Es handelt sich um eine kleine Brücke, verglichen mit der London Bridge. Wobei ... neben der London Bridge fällt wohl jede Brücke klein aus.«

»Hm«, brummt Mr Flint und liest weiter, bis er das Dokument schließlich sinken lässt. »Theodore hält große Stücke auf Sie.«

Da er nicht weiß, was er auf diese Feststellung entgegen soll, deutet Oliver eine Verbeugung an. Er hält sich im letzten Moment zurück, die Hand nach dem Empfehlungsschreiben auszustrecken, um es zurückzufordern. Dieses Spiel der Höflichkeit muss er wohl durchhalten. Umso überraschter ist er, als Mr Flint sich aus dem Sessel emporhievt, das Schreiben auf dem Tisch ablegt und dann ans Fenster tritt. Noch erstaunter ist er, als der Master Carpenter ihn auffordert, sich ebenfalls zum Fenster zu begeben.

»Was sehen Sie dort draußen, Mr Morris?«

»Nun, ich sehe die Themse, Sir. Und ich habe von hier aus einen Blick auf die London Bridge. Wir betrachten sie von ihrer nordöstlichen Seite, wenn ich mich nicht täusche. Dahinter erstreckt sich die City of London. Die Brücke, Sir, ist so etwas wie die Nabelschnur der Stadt.«

Mr Flint nickt bedächtig. »Was Sie dort sehen, Mr Morris«, erklärt er nach einer kurzen Pause und deutet auf die Brücke, »ist nicht weniger als ein Wunder. Manche sagen auch – völlig zu Recht, wie ich finde – ein *Weltwunder*.«

Diesmal ist es an Oliver, stumm zu nicken.

»Vielleicht ist Ihnen bekannt, Sir, dass zuerst eine Holzbrücke über die Themse führte. Ein fragiles Konstrukt, fraglos. Doch vor mehr als fünfhundert Jahren wurde dann die London Bridge aus Stein errichtet. Über die darauffolgenden Jahre und Jahrhunderte erweiterte man sie. Vor allem wurden ihre Bögen verstärkt, doch was Sie vor sich sehen, Mr Morris, ist im Kern immer noch dieselbe Brücke wie vor einem halben Jahrtausend. Ein Meisterwerk der Baukunst! Eine wahrlich beeindruckende Leistung herausragender Männer.« Mit einem Ausdruck der Zufriedenheit streicht er über seine Oberlippe.

»Sie wirkt äußerst stabil«, bemerkt Oliver. »Wohl dank ihrer vielen Bögen.«

»Stabil?«, ruft Mr Flint aus. »Die London Bridge ist für nichts Geringeres als die Ewigkeit erbaut. Ich gehe so weit zu sagen, dass sie es mit der Kathedrale von St Paul's aufnehmen kann, jedenfalls was die Meisterhaftigkeit ihrer Konstruktion anbelangt. Sehen Sie dort drüben die Kuppel der Kathedrale? Die London Bridge steht dem Gotteshaus in nichts nach. Aus meiner Sicht ist *sie* das vorderste Wahrzeichen der Stadt.«

Oliver verspürt den Drang, Widerspruch zu erheben. Irgendeinen Einwand vorzutragen, nur um den Master Carpenter aus dem Konzept zu bringen. Vielleicht, weil er die ersehnte Stelle nicht bekommen hat. Vielleicht aber auch, weil Ignatius Flint sehr von sich selbst eingenommen wirkt. »Eine Brücke ist grundsätzlich betrachtet wohl eher anfällig für Beschädigung und Zerstörung als eine Kathedrale, möchte ich meinen. Sie kennen sicherlich das Lied, Sir.« Er stimmt, auch für seine Ohren ein wenig schief, die erste

Strophe an: »*London Bridge is falling down, falling down, falling down. London Bridge is falling down, my fair lady.*«

»Papperlapapp«, entgegnet Mr Flint. Er hat die Stirn zusammengezogen und dreht an seinem Ring. »Nichts kann diese Brücke zum Einsturz bringen. Sie wird für immer fortbestehen. Daran kann auch ein albernes Lied nicht rütteln. Oder sonstige Legenden und Volksmärchen, die der Brücke schon von Anbeginn an mit ihrer Zerstörung drohen.«

»Legenden?« Oliver ist ehrlich überrascht. Bis auf das Lied ist ihm bisher nichts Derartiges zu Ohren gekommen, was den Fortbestand der London Bridge beträfe.

Mr Flint winkt ab. »Fabeln, die aus einer Zeit stammen, in der die Menschen noch dachten, im Fluss wohnten Wassergeister. Eine dieser Geschichten besagt, die letzten Tage der Brücke würden eingeläutet, sobald eine alte Blutschuld beglichen werde, die mit dem Bau der Brücke zusammenhänge. Dann werde die Brücke ihre Toten der Themse übergeben und sich selbst wie Meeresschaum auflösen. Schauergeschichten, die Kinder erschrecken sollen.«

»Blutschuld?« Falls Mr Lynds von solch einer Geschichte Kenntnis besäße, hätte er sie Oliver auf jeden Fall erzählt. Der Mann ist von allem, was die London Bridge betrifft, geradezu besessen.

»Aberglaube, aus einer fernen Zeit«, erklärt Mr Flint mit einem kühlen Lächeln. Doch etwas in seiner Miene verrät ein Unwohlsein. »Glücklicherweise leben wir heute in aufklärteren Zeiten, in denen die Wissenschaft und nicht solcher Mumpitz den Menschen leitet. Heute blicken wir mit Teleskopen zu den Sternen hinauf, verstehen die Gesetze der Schwerkraft, Isaac Newton sei Dank. Lassen Sie uns also nicht von Kinderreimen und Gespenstergeschichten spre-

chen, Mr Morris, sondern von dem baulichen Kunstwerk, dem wir beide ehrfürchtig gegenüberstehen.«

Oliver hat bereits den Mund geöffnet, um Mr Flint wissen zu lassen, dass zumindest in seinem Heimatdorf weiterhin Glaubensvorstellungen herrschen, die wenig auf Wissenschaft oder die anglikanische Kirche geben, wenn es um die Mächte des Wassers und der Natur geht. Stattdessen presst er die Lippen wieder aufeinander und entgegnet nichts. Vielleicht läuft es in der Stadt einfach anders als in der Provinz. Beim Bau der Brücke über den Fluss Alde haben er und seine Leute jedenfalls aus Rücksicht auf die Tradition ein oder zwei Dinge getan, die der Master Carpenter sicherlich verurteilen würde.

Für eine Weile schauen Oliver und Mr Flint wortlos durch das Fenster auf die London Bridge hinaus.

»Die ursprünglichen Häuser haben die Zeit allerdings nicht überstanden«, bemerkt Oliver schließlich. Etwas in ihm kann nicht völlig vom Widerspruch ablassen.

Mr Flint jedoch scheint keinen Anstoß an der Feststellung zu nehmen. »Das ist wahr. Die Häuser sind in den vergangenen Jahrhunderten mehrmals abgerissen und in neuer, verbesserter Form wiederaufgebaut worden. Einige wurden auch durch Feuersbrünste zerstört, denn in der Geschichte der Brücke gab es mehrere Brände, die zum Teil großen Schaden angerichtet haben. Wussten Sie, dass vor Ihnen die einzigen Gebäude Londons unserer Zeit stehen, die aus Holz errichtet werden dürfen? Das Gewicht von Steinhäusern würde nämlich ein Problem für die Tragkraft der Brücke darstellen. Überall sonst in der Stadt müssen Häuser laut Gesetz aus Stein oder Ziegel bestehen. Aus Schutz vor einer Ausbreitung von Bränden.«